



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Caritasblüten aus der Mission 1931**

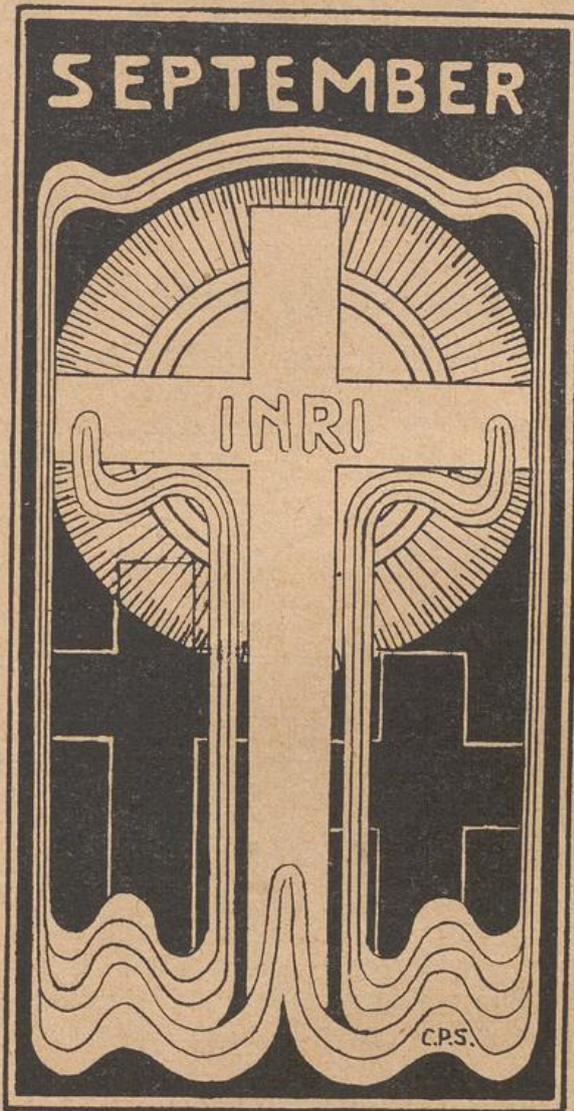
9 (1931)

---

# Caritasblüten

Nr. 9

1931



## Kreuzerhöhung

Baum des Lebens, der gestanden,  
Unberührt vom Ruhmesstrahl,  
Wie gedrückt von Winterbanden,  
Blätterlos und traurig - fahl;  
Prangst nun als die gnadenreiche  
Himmelspflanzung, frisch und hehr,  
Und im Schatten deiner Zweige  
Tobt des Bösen Sturm nicht mehr!

Halten will ich fest umschlungen  
Dich, du heil'ger Segensstamm,  
Wo der Herr für uns gerungen,  
Und geblutet Gottes Lamm;  
Will oft ruh'n zu deinen Füßen,  
Will recht oft im Andachtsleh'n  
Und mit frohen Dankesgrüßen  
Auf zum großen Dulder seh'n!



## Maria, die Zuflucht der Sünder

**I**m schönen Maimonat steht in Europa alles in herrlicher Blüte; alles jubelt und singt der Maienkönigin entgegen. Kein guter Christ vergißt seine himmlische Mutter. — Nun wirst Du, lieber Leser, vielleicht fragen, ob in Afrika auch die liebe Mutter Gottes so verehrt wird. Ob da auch alles in der Natur wieder neu erwacht, grünt und blüht. Ob da auch die Leute so zur Maiandacht gehen.

Hier in Ost-Afrika, wo es keinen eigentlichen Winter gibt, regnet es Tag für Tag im schönen Monat Mai. Da sieht man die Sonne nur ganz selten; es ist Regenzeit; die Flüsse schwellen gewaltig an, die Wege sind schmutzig, und da es hier so gebirgig und hügelig ist, so ist es den Leuten, die Stunden, ja oft Tagereisen weit von der Mission entfernt wohnen, nicht möglich, so oft zur Kirche zu kommen. Aber nichtsdestoweniger wird die liebe Mutter Gottes auch hier geliebt und verehrt. Man trägt ihr ganz einfach und schlicht seine Bitten vor, und gar mancher kehrt mit freudigem Herzen vom Bilde Mariens, der Zuflucht der Sünder, zurück. Gerade im Maimonat gibt es hier viel Krankheit und Todesfälle, weil es naß und kalt ist und die armen Leuten hier fast keine Kleidung haben; sie gehen oft vom Morgen bis zum Abend mit dem einen durchnäßten Tuch herum, weil die Armut so groß ist. Diese Opfer werden aber von den schwarzen Christen mit viel Großmut gebracht. „Es war der Wille Gottes und seiner heiligen Mutter“, so ist meistens die schöne Antwort, die man erhält, wenn man sie trösten will. „O, die liebe Mutter Gottes wird einem abgefallenen Christen dafür die Gnade der Bekehrung erfliehen.“ So sieht man in den Mutter-Gottes-Monaten oft, daß der liebe Gott von den guten Christen nicht selten viele Opfer verlangt, um abgefallenen Christen die verlorenen Gnaden wiederzugeben. Es kam vor, daß die guten christlichen

Mütter ihre kleinen Kinder durch den Tod verloren; kaum hatten sie das Licht der Welt erblickt und waren getauft, so flog ihr Seelchen schon zum Himmel. Ich wußte nicht, warum die liebe Mutter Gottes im schönen Maimonat so viele Kinderchen zu sich nahm. Aber bald sollte ich es erfahren. Diese kleinen Engel sollten sicher die Zuflucht der Sünder erflehen, für einen Sünder, der sich nicht bekehren wollte.

„Schwester, da ist August mit einem Kind und möchte gern Medizin haben; alle seine Kinder sind Christen, und ich bin noch sogar Taufpatin von einem derselben, und jetzt — Mama, jetzt gehen sie alle verloren“, so jammerte meine Gehilfin in der Krankenpflege. Sie hatte Mitleid mit diesem Abgefallenen und kannte die Tränen nicht verbergen. Ich bat sie, doch Maria, die Zuflucht der Sünder, anzurufen und alle Opferchen, die ihr in diesem Monat begegnen würden, dafür aufzuopfern. Nun war sie ein wenig getröstet. Dann ging ich mit ihr zur Apotheke, um dem Manne die gewünschte Medizin zu geben. Jedoch bevor ich ihm die Medizin für den Leib der Kinder gab, suchte ich auf seine eigene Seele einzuwirken. Durch seine stolzen Antworten, die ich auf alle meine Fragen erhielt, fand ich bald, daß es für ihn schwer sei, wieder zurückzukommen. Ich suchte ihn zu bewegen, im Maimonat die liebe Mutter Gottes einmal zu besuchen; aber es erfolgte wieder eine ganz kurze, stolze Antwort, die mir sehr wehe tat. Auf die Hilfe der lieben Mutter Gottes vertrauend, entließ ich ihn, nachdem ich ihm die gewünschte Medizin verabreicht hatte.

Auf meinem Heimweg ging ich eben in die Kirche, um eine kurze Anbetung zu halten. Und wen sah ich dann so einsam und allein in der Kirche knien? Vor dem Bilde der lieben Mutter Gottes? Es war der August. Ich konnte vor lauter Freude nichts anderes sagen, als: „Mutter, du Zuflucht der Sünder, erlebe ihm die Gnade der Bekehrung.“ Sollte seine Stunde schon gekommen sein? Und so schnell?

Nach einigen Tagen fand sich August wieder vor meiner Apotheke ein. Ich begrüßte ihn freundlich und fragte ihn nach seinem Befinden. Seine Antworten waren nun ruhig und demütiger, so lange ich nicht von der Kirche und dem Glauben sprach. Nun suchte ich ihn zu bewegen, zum Pater Missionar zu gehen.

„Der Pater soll mich erst bitten, daß ich komme“, war die Antwort.

„So, da ist der hochwürdige Herr Pater kleiner als Du? Er soll Dich um Verzeihung bitten, wo Du gefehlt hast und zuerst gehen solltest? August, nicht wahr, Du ließeest Zauberer zu Deinem kranken Kind kommen, und als Dir das vom Pater verboten wurde, verließeest Du Glauben und Kirche? War das recht? Jetzt verlangt der Missionar nur von Dir,

vor allen Christen um Verzeihung zu bitten. Das willst Du nicht. Wie töricht bist Du; beuge doch Dein stolzes Haupt!"

„Schwester, gib mir Medizin, dann kann ich geh'n“, erhielt ich als Antwort.

„Für den Leib bist Du besorgt, aber was wird mit Deiner kranken Seele werden?“

„Ich weiß es.“

„Nun, August, ich bitte Dich noch einmal, beuge Dein stolzes Haupt und bitte um Verzeihung.“

„Das kann ich nicht, Schwester“, war die Antwort.

Ich konnte fast nicht verstehen, daß alles umsonst sein sollte. Dann erzählte ich ihm von der lieben Gottesmutter und fragte ihn, ob er sie nicht gern hätte.

„Ja,“ sagte er, „ich habe die liebe Mutter Gottes recht gern.“

„Nun, August, dann gehst Du nicht verloren. Mache ihr und mir die Freude, daß Du in diesem Mutter-Gottes-Monat zur Kirche zurückkehrst. Ich werde sie bitten, daß Du Kraft bekommst.“ Mit diesen Worten schieden wir auseinander. Nun wurde die heilige Jungfrau bestürmt. Tag für Tag, und besonders bei den Worten „Du Zuflucht der Sünder“ wurde an August gedacht.

Die Zeit verstrich; auch dieser Monat ging wieder seinem Ende zu. Da, am letzten Tag im Mai, als in der Kirche am Schluß der Andacht die Worte verklungen waren „Du Zuflucht der Sünder, bitte für uns“, erhob sich auf einmal ein Mann und bat mit lauter Stimme alle anwesenden Christen um Verzeihung. Wer war es wohl? Unser August!

Darum freuet euch mit mir, liebe Leser, und danket mit mir der lieben Mutter Gottes: vergessen wir nie in der Lauretanischen Litanei die vielen abgefallenen Christen und die vielen verstockten Heiden von Gare.

Sieh uns hier zu deinen Füßen,  
Jungfrau, Mutter, Königin;  
Laß dich auch von mir begrüßen,  
Ob ich ein Sünder bin.  
Auch der Heiden dich erbarme,  
Die dich, Mutter, kennen nicht,  
Fleh' für alle diese Armen  
Um das wahre Glaubenslicht!

3

## Botuli, der Schmied, eine Autorität in der Mission

**D**er Botuli ist bei den Nkundonegern (im Äquator-Distrikt) der weiseste Mann im ganzen Dorf; er bekleidet in den meisten Fällen das Amt eines Bürgermeisters, hält Ratsversammlungen ab und gibt Befehle, welche von allen befolgt werden. Sein Handwerk hat in der Familie seine Tradition und geht vom Vater nur auf den Sohn über; andere Lehrlinge werden nicht angenommen.



Die Arbeitsmethode beim Schmied ist dieselbe wie vor Urzeiten. Die nötigen Metalle verhandeln und vertauschen die Stämme untereinander, ehe die Weißen kommen. Der Blasbalg besteht aus vier irdenen Töpfen, die nach unten in eine Art Röhre auslaufen, die in das Feuer geleitet wird. Die Töpfe selbst sind mit Bananenblättern so zugebunden, daß dieselben nur etwas Spielraum haben. Diese vier Töpfe sind nun nach oben an einen Stab gebunden, woran der Blasbalg durch Heben und Senken in Tätigkeit gesetzt wird.

Der Schmied sitzt mit seinem kleinen Amboß am Boden oder auf einem kleinen Schemel vor dem Feuer, in dem das Metall liegt, und formt, klopft und hämmert. Er verfertigt kleine Hacken und Spaten zum Arbeiten auf dem Feld; diese bekommen aber keine Holzstiele wie bei uns, sondern sie sind

kurz, denn gewöhnlich wird auch das Feld in hockender, sitzender Stellung bearbeitet.

Außerdem verfertigt der Schmied Spieße und Lanzen in allen Formen, teils zum Fischfang, teils für die Jagd; auch Messer macht er in Lanzetform. Ferner gießt der Botuli das Geld in Form von Kupferdraht; 20 Zentimeter lange gebogene Stäbchen werden immer zu zehn zusammengebunden und haben den Wert von 40 Pfennig. Seit mehreren Jahren ist europäisches Geld (belgisches) im Verkehr; aber unter sich handeln die Eingeborenen immer noch mit Kupferdraht, „Mitako“ genannt.

Das Geld für die kongonesische Geldfabrikation wird in eine nasse, saftige Rinde der Bananenpflanze gegossen, welche je nach der Dicke des zu gießenden Kupferdrahtes ausgefüllt wird.

Auch macht der Botuli die Schmucksachen; für die Männer eiserne Armbänder, schlangenförmig gewunden. Der Schmuck und die Auszeichnung der reichen Lieblingsfrauen besteht in einem 10—20 Kilogramm schweren Kupfering (Halsband), auf welchem Palmblätter und andere Figuren eingraviert sind. Die Frau trägt das Halsband Tag und Nacht; sie kann es selbst nicht abnehmen, der Botuli hat es angelegt und am Hals zugelötet, manchmal steht es auch hinten 1 Zentimeter weit offen. Wenn es wieder einmal abgenommen werden soll, muß der Schmied es wieder mit seinem Instrument mit nicht geringer Kraftanwendung abnehmen. Die Frau ist stolz damit und wird trotz der Beschwerden und der Last, welche dieser Schmuck mit sich bringt, mit niemand tauschen, denn sie ist dadurch eine afrikanische Schönheit geworden.

Ferner macht der Botuli auch noch Manschetten für die Beine, schlangenförmig gewunden, von fingerdickem Kupferdraht, welche von den Knöcheln bis zu den Knien reichen; das ist für die vornehme Frau. Auch fabriziert er Arm- und Beinbänder.

Ebenso ist der Botuli Glockengießer; er verfertigt 8—10 Zentimeter große Schellen aus Eisen- oder Kupfermetall mit einem eigenen Klang. Der feinen heidnischen Frau darf bei ihrem Festschmuck die Schelle vom Botuli nicht fehlen. Öfter sieht man kleine Kinder, welche keine andere Bekleidung haben, als eine solche Schelle an einer Perlschnur um den Leib gebunden.

Zuletzt sorgt der Botuli noch für Musik-Instrumente. Er macht kleine Zithern von Eisenstäbchen, welchen der Tonkünstler schöne Töne entlocken kann.

Der „Botuli“ ist eben, mit einem Wort gesagt, ein großer Künstler, und alle sehen mit Bewunderung zu ihm empor.

## „Jagd“ in Monte Cassino

Von Schwester M. Gaudiosa

**L**öwen gibt's heutzutage nicht mehr in „Southern Rhodesia“, wohl aber Leoparden. Kürzlich störten uns dieselben mit ihrem Geheul mehrere Male während der Betrachtung am frühen Morgen. Vor einigen Wochen besuchte ich den Kinderschlafsaal noch gegen 9 Uhr abends. Da war alles fest verrammelt, Türen und Fenster. Man hatte Leoparden Spuren gesehen und gehört in der Nähe des Schlafsaales, darum diese Vorsicht. Doch das gehört zu den Seltenheiten.

Allein eine andere Plage ist hier an der Tagesordnung: Die Matiro! The Baboons? Die Affen! Ja, da gibt es ganze Herden Affen. Wenn die in unsere Maisfelder eindringen und nicht rechtzeitig davongesprenzt werden, dann — o weh! Tag für Tag müssen die Knaben der Missionsstation abwechselnd Wache halten in der Nähe der Maisfelder wegen dieser Räuber. Wenn so ein Rudel Baboons in ein Maisfeld hineinkommt, dann richten dieselben wohl mehr zugrunde als sie eigentlich verzehren. In Natal sah ich vielfach nur die kleinen Affchen, wie man sie daheim auch wohl im Zirkus usw. sah; allein hier gibt's welche, die einem gewöhnlichen Kalb an Größe nicht nachstehen. Nun, diesen Räufern sollte wieder einmal der Krieg erklärt werden.

Am 5. Mai stellten sich sieben Schützen mit ihren Gewehren vom St.-George's-College in Salisbury ein. Die armen Affen! Wenn sie es gewußt hätten! Am nächsten Morgen kam auch noch der Native Kommissionar unseres Distriktes, Mr. Bosselt, mit seiner ganzen Familie daher: seine Frau, zwei Töchter und drei Söhne; zwei derselben waren schon erwachsen und hatten auch ihre Gewehre mitgebracht. Also drei Schützen mehr! Die zwei Brüder von der Station und unser Schmied, ein Eingeborener, der sehr gut schießt, gingen ebenfalls mit ihren Gewehren mit. Also 13 Mann mit Schießwaffen. So zogen sie „siegesebewußt“ den Hügel hinauf beim ersten Morgengrauen, voller Erwartung der großen „Beute“, die sie erlegen würden. Die Glocken der Missionsstation schwiegen an diesem Morgen, um die Baboons nicht zu stören. Da — ein Schuß fällt! Und wir daheim dachten schon: „Jetzt geht es aber los!“ Wir horchten und horchten. Aber es war der einzige Schuß, den wir vernahmen.

Ja, die Affen waren noch schlauer gewesen als die Schützen. Sie hatten sich zeitig aus dem Staub gemacht. Es wurde 8 Uhr, — 9 Uhr. Da sah man die so „siegesebewußte“ Armee von 13 Schützen mit langen Gesichtern heimkommen — enttäuscht! Und was war die Beute? Ein Affchen! Ein junger Affe von der Größe eines Hasen, das war die ganze Beute!

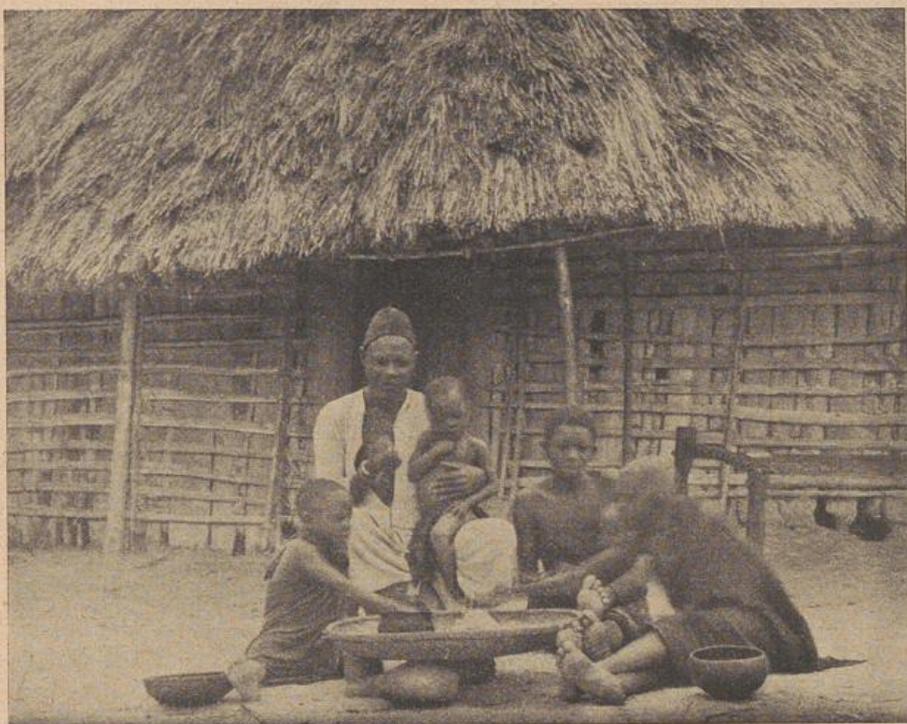
Zwei Burschen trugen das geschossene Affchen; der eine hielt den langen Schwanz, der andere einen Vorderpfoten. Und diese enttäuschten Gesichter!! 13 Schützen! Und als Beute einen jungen Affen! Nein, diese Schande konnten sie doch nicht auf sich ruhen lassen.

Am nächsten Morgen ging's vor Tagesanbruch wieder hinaus, aber in entgegengesetzter Richtung. Um 10 Uhr kamen unsere Schulbuben schon mit einigen Affen dahergeschleift, und so wußten wir, daß man heute etwas mehr Erfolg gehabt hatte. Nach einem guten Imbiß zogen nun die etwas ermutigten Schützen nochmals hinaus. Wir hörten mehrere Schüsse in der Ferne. An diesem Tage belief sich die Beute auf etwa 36 Baboons. Ungefähr die Hälfte wurde von unsern Schulknaben heimgeschleift. Und warum? Wäre es nicht leichter gewesen, dieselben draußen liegen zu lassen als ein warnendes Beispiel für ihre Gefährten? Doch unsere Schwester Hiltrudis, die ihre Freude an einer tüchtigen Hühnerzucht hat, wußte eine bessere Verwertung: die gefallenen Baboons wurden der Reihe nach zusammengesleppt; die Mädchen brachten eine gute Portion dörres Gras, und dann gab's ein lustiges Feuerchen, um den Baboons das zottige Haar abzubrennen. Dann wurden dieselben zerhackt und in einem großen Kessel gekocht! Ha! Da hatten die Hühner aber Festtag! Wie das mundete! Die Eier waren während der folgenden 14 Tage bedeutend größer als sonst. Viele derselben hatten zwei Eidotter. Statt einer Kiste konnte Schwester Hiltrudis nun zwei Kisten zum Markt schicken. Und erst die Küchlein! Ja, die Armen waren geschäftig in jenen Tagen. Schwester Hiltrudis meinte sogar: „Die wachsen zusehends.“ Es machte nur einen eigentümlichen Eindruck, wenn die Schädel, die Arme, die Vorderpfoten, die einer Menschenhand sehr ähnlich sind, im Hühnerhof herumlagen. Somit mußte man bald damit aufräumen.

Nach zwei Tagen waren die Schützen wieder fort. Als sie mit ihrem Auto zur Station hinausfuhren, stimmten die Affen auf den nahen Hügeln ihr Geheul an. Unsere Kinder meinten, die übriggebliebenen Affen singen den abziehenden Schützen das Abschiedslied nach.

Ungefähr drei Duzend Baboons sind's nun weniger; aber wieviel Duzend wohl noch da sein werden? Gestern abend konnte man sie wieder lärmen hören. Kürzlich meinte jemand, ob die Affen auch wohl in der Arche Noes gewesen seien. Auf alle Fälle hätten sie in der Sündflut umkommen dürfen; denn ich wüßte nicht, zu was anderem die nütze wären, als die Hühner damit zu füttern.

3



### Aus dem Congo: Bamania einst und jetzt

**W**enn man in unsere Missionen am Ruki einmal einen Rückblick hält und sich die Verhältnisse vorstellt, in denen dieselben sich vor 30 Jahren befanden, so muß man mit freudigem Ausblick zum Himmel von ganzem Herzen „Deo gratias!“ sagen. Als wir Schwestern kamen, waren nur einige erwachsene Jungen getauft, doch alle eifrig, voll guten Willens, die viel für die Zukunft versprochen und auch die Mission größtenteils nicht getäuscht haben, denn wackere Katecheten sind aus ihnen hervorgegangen. Aber getaufte Mädchen gab es noch nicht. Es wurden uns zunächst einige vom Staat überwiesene, arme Waisen, von denen die Eltern zur Zeit von Aufständischen niedergemacht wurden oder in Kriegen geraubte oder entlaufene Sklavinnen; und unsere Aufgabe war es, diesen Armen eine christliche Erziehung zu geben, ihnen die Wahrheiten der heiligen Religion einzuprägen und sie zu guten Hausmüttern heranzubilden.

Im Jahre 1899 konnten denn auch die ersten Paare zum Traualtar treten, und unser erstes christliches Dorf „Bamania-St.-Joseph“ nahm seinen Anfang. Doch im Beginn waren es nur einige kleine Häuschen von Palmblättern, von unsern

Leuten selbst errichtet, die das ganze Dorf ausmachten. Das große Heidendorf Bamania, welches einige Minuten von dort entfernt lag, gewährte einen andern Anblick als unser stilles „St. Joseph“. Das war ein Heidenvolk voll Heidenlärm, kann man sagen; der Bokonji (Häuptling) des Dorfes besaß ein Regiment von Weibern; er war dem christlichen Glauben abhold, und er ist auch trotz des eifrigen Bemühens der hochwürdigen Patres ohne die heilige Taufe gestorben. Doch viele seiner Weiber hatten die Schwestern in unserm Hospital wegen Schlafkrankheit, und diesen ist, Gott Dank, das Glück der heiligen Taufe zuteil geworden. Mit den Müttern erhielten wir auch einzelne Kinder, aber das setzte erst jedesmal einen tüchtigen Streit ab, ebenso, wenn eine seiner Sklavinnen bei uns um Aufnahme bat.

Heute ist das heidnische Bamania verschwunden; fast das ganze Volk war an Schlaffucht gestorben, wie auch der Häuptling, und der Rest siedelte sich an einem andern Platze an, auch nicht weit von hier. Und nun liegt an der Stelle des großen Heidendorfes unser christliches Dorf „St. Joseph“, welches schon über 100 schöne Lehmhäuser zählt, und durch welches zwei lange Straßen führen, die mit Palmbäumen besetzt sind. Statt der schreienden kleinen Heidenschar, die früher vor den weißen Mamas eiligst wegflüchtete und sich in allen Ecken verbarg, kommt einem nun eine Schar lieber Christenkinder entgegengeläufen, und von allen Seiten heißt es: „Mama, eleko (Bist Du da)?“ „Bonkanda ekek' ea na (Wann beginnt der Unterricht)?“ Denn täglich dürfen die kleinen Helden zur Bewahrschule kommen, wo sie beten, singen und spielen lernen, woran sie eine große Freude haben.

Und wenn man die Häuser unserer Getrauten betritt, so strahlt einem schöne Ordnung und Sauberkeit entgegen.

Die größte Veränderung zwischen früher und jetzt jedoch findet man, wenn man Sonntags die große Schar von Gläubigen sieht. Das weite Gotteshaus faßt sie nicht; viele stehen vor der Türe. Und wenn dann erst ein Festtag oder Prozessionstag ist und man die Anzahl von Kommunikanten und die vielen Menschen wahrnimmt, o, dann kommt unwillkürlich ein jubelndes „Deo gratias“ aus dem Herzen, dann klingen aus Tausenden von Kehlen außer den lateinischen kirchlichen Liedern sogar auch deutsche Weisen mit passenden kongonesischen Versen wie: „Hier liegt vor Deiner Majestät.“

3

**Tue zuerst deine Pflicht, dann such' Erholung und Ruhe. Tue das Schwerste zuerst, dann wird dir das Leichteste wie nichts sein. Horch nicht auf die Stimme der Aufschub erheischenden Trägheit.**

## Al l e r l e i a u s d e r M i s s i o n

**G**nocks Vater, noch ein Heide, und seine Mutter, eine Protestantin, schickten den kleinen Taugenichts mit zwei älteren Schwestern zur Schule; er aber liebte es, zu Hause zu liegen und kam nicht mehr. Eines Tages sahen wir in unserm Feld einen großen Teil unserer Kürbisse mit einem Hackmesser zerschnitten und Bambusstauden ganz und gar abgehauen. Es war der Enock, der sich dieses Vergnügens erlaubte. Sein Vater fürchtete sich, ihn zu strafen, weil er der einzige Sohn war.

Nach einiger Zeit wurden uns die schönsten Wattelbäumchen abgehauen. Als unsere Kinder einmal in der Nähe arbeiteten, sahen sie, wie eben zwei kleine Burschen ein Bäumchen fällten; schnell hatten sie einen ergriffen und zur Schule gebracht, welcher dann nach einer guten Tracht Prügel wieder heimkehrte. Sein Helfershelfer aber, der kleine Enock, war wieder entwischt. Am folgenden Tage aber fingen ihn unsere Kinder auf, und auch er empfing seinen Lohn bei der Schule, nachdem er hoch und teuer versprochen hat, es nicht wieder zu tun. Wider alles Erwarten hatten wir seinen Eltern eine große Wohlthat erwiesen. Das Bübchen fing an, ihnen zu gehorchen ganz gegen seine Gewohnheit. Sie dankten uns immer für die Hiebe, die er bekommen.

Im Februar kam er von selbst wieder, um in der Schule zu lernen.  
Schwester M. Tschildis.

\*

### Auffallende Hilfe Gottes

Von Schwester M. Arsenia, Nairobi

Wir hatten unsern Kindern zur Belohnung eine Freude versprochen, und zwar, einen Ausflug zu machen nach einer unserer nächsten Missionsstationen. Unser Plan war auf den 11. Februar, einen Mittwoch, festgesetzt.

Ein guter schwarzer Christ stellte uns sein Lastauto zur Verfügung und Schwester Stefana und Schwester Hildeberta mit ungefähr 40 der kleinsten Kinder fuhren am Morgen des genannten Tages nach der heiligen Messe fort. Alles ging gut. Es war ein schöner Tag, und die Kinder hatten große Freude. Schon war die Mission, das Ziel des Ausfluges, zu sehen, und in wenigen Minuten sollte man da sein. Aber gerade vor der Mission mußten sie noch einen ziemlich steilen Berg hinauffahren. Der Boy, der das Auto führte, wußte nicht, daß der Berg so steil war und hat aller Wahrscheinlichkeit nach nicht genug Benzin genommen, um den Berg schnell hinauf zu fahren. Das Auto kam somit ans Zurückgehen und ans Rutschen. Alles Bremsen half nichts; das Auto ging immer

mehr dem Abgrund zu. Da, ein Ruck, und Schwester Stefana wurde aus dem Auto geworfen und fiel mit dem Kopf auf einen Baumstamm. Zum Glück hatte sie ihren Tropenhut auf, der sie vor einem tödlichen Sturz schützte, obwohl sie zweimal ohnmächtig wurde. Das Auto fiel ganz sachte in den Abgrund und blieb — o Wunder! — mit einem Vorderrad an einem vorstehenden Stein hängen; die Kinder fielen oder rutschten alle ganz langsam, wie wenn man einen Haufen Sand abschüttet, ins Gras, ohne die Gefahr auch nur richtig bemerkt zu haben; denn keines von ihnen hatte geschrien. Sofort waren alle wieder munter und lachten; nur eines hatte sich beschädigt. Andere auswärtige Kinder hatten dem hochwürdigen Pater der Mission, zu dem die Ausflügler wollten, Nachricht gebracht, er möchte schnell kommen, denn das Auto wäre umgefallen. Der Pater Missionar hatte sich das Bild vorgestellt, alle, oder doch viele als Leichen zu finden, und wollte fast gar nicht kommen vor Schrecken. Wie staunte er aber, als er alle, Schwestern und Kinder, vergnügt und munter sah. Der alte ehrw. Bruder sagte gleich: „Der heilige Joseph hat geholfen, denn heute ist Mittwoch, und es ist alte Gewohnheit von mir, zu Ehren des heiligen Joseph zwei Kerzen zu brennen.“ Und mir kam es in den Sinn, die Gebete, die wir am Mittwoch aufzuopfern haben zu Ehren des heiligen Joseph für die Kinder und auch unsere täglichen Gebete zu Ehren der kleinen heiligen Theresia für die Kinder sind nicht umsonst gewesen.

Beiden lieben Heiligen innigen Dank für ihre Hilfe!

\*

## Wie es Raphael ergangen hat noch vor seiner Hochzeit

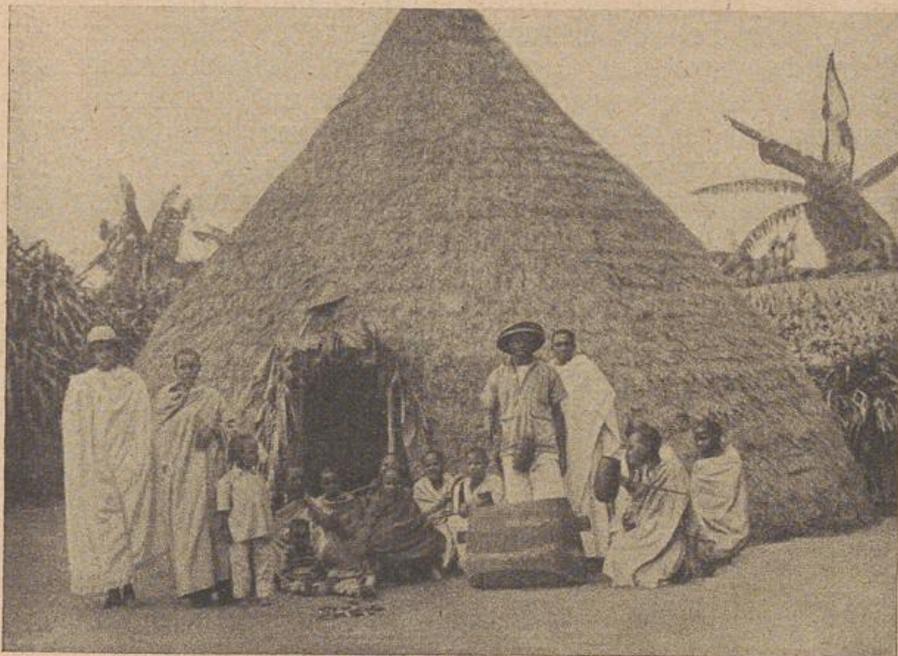
Von Schwester M. Verona

**R**aphael, ein früherer Schuljunge von hier, war Pfingsten mit seinem Mädchen zur Station gekommen, um hier getraut zu werden. Die Hochzeit war festgesetzt worden auf den Pfingstmontag, doch er hatte sich zu früh gefreut. — Raphael hatte seiner Braut die Kleider noch nicht alle gekauft, die sie beanspruchen durfte, und so sagte sie am Sonntag mittag zu ihm: „Geh, kaufe mir erst meine Kleider, dann gehe ich mit dir“. Also blieb unserm Raphael nichts anderes übrig, als zur Stadt zu fahren und das Gewünschte zu kaufen. Die Trauung wurde auf den folgenden Mittwoch verschoben.

Doch ein zweites Mißgeschick wartete auf ihn. Es war Dienstag geworden. Der Hochzeitskandidat war zurück und hatte seine Braut befriedigt. Am Abend läutete es an der Pforte. Und wer war da? „Raphael“, ganz ängstlich und

aufgeregt; hinter ihm her unsere großen Schuljungen. Auf die Frage nach seinem Begehren sagte Raphael: „Ich wünsche den Father Superior.“ Ich schickte ihn denn auch dorthin. Es dauerte aber nicht lange, so hörten wir, daß Raphael eine tüchtige Tracht Prügel von unsern Schuljungen erhalten hatte, weil er gesagt habe, sie hätten ihm seine Hose gestohlen. Das wollten sich die Jungen nicht gefallen lassen, zumal der Verdacht unberechtigt war, wie es sich herausstellte, denn er hatte die gesuchte Hose an, eine über der anderen.

Der Father Superior mußte nun richten, entscheiden! Die Hochzeit wurde nochmals um einen Tag verschoben, da Ra-



Biergelage. Das Bierfaß ist aus einem Baumstamm gemacht, die Krüge sind halbe Flaschenkürbisse, künstlich mit Brennarbeit verziert

phaels blutige Nase erst wieder heilen mußte. Was mußte der arme Schlucker durchmachen, bis er endlich mit seiner Braut am Altare kniete. Er wird es wohl zeitlebens nicht vergessen.

Raphael hat aber noch eine schöne „weiße“ Hochzeit bekommen. Eine weiße Hochzeit nennen die Eingeborenen nämlich eine solche, wenn die Braut im weißen Kleid, geschmückt mit Kranz und Schleier zum Altare treten darf; hingegen sagen sie eine „schwarze“ Hochzeit, wenn das Brautpaar in der Sakristei getraut wird und die Braut keinen Schleier und Kranz tragen darf. Erstere gefällt unsern Mädchen und Knaben doch besser, und wir wollen hoffen, daß sie mit der Gnade Gottes immer mehr erkennen, was es Hohes und Schönes ist, wenn sie rein zum Traualtar treten können.

## Negertreue, Negermut

Schw. M. Engelberta

**E**in uraltes Büchlein liegt auf meinem Schreibtisch, ganz zerrissen, stellenweise unleserlich; ich habe es vom Feuertode gerettet, durchgeblättert und mit höchstem Interesse angefangen, darin zu lesen. Land und Leute, von denen es erzählt, kenne ich gut. — Die Reise-Erlebnisse, die uns die vergilbten Blätter schildern, sind mir nicht fremd.

Es handelt sich um einen sehr braven, hoffnungsvollen Sohn, der von seinem Vater in Geschäftsangelegenheiten nach Natal in Süd-Afrika geschickt wurde. Sein Name war Alfons.

Auf der Seereise erkrankte er, denn das Meer war sehr stürmisch, zumal an dem gefürchteten Golf von Biskaya. Es bedurfte der ganzen Kaltblütigkeit und Erfahrung des tapferen jungen Kapitäns und seiner Leute, um das Schiff „Neptun“ durchzubringen; aber nachdem es einmal dem Bereich des gefürchteten Golfs glücklich entronnen war, schien sich die Wut der Winde zu legen. In der Ferne tauchten die Vorgebirge der spanischen Nordwestküste auf, und je weiter der Dampfer nach Süden vordrang, desto freundlicher gestaltete sich die Witterung. Nach einem kurzen Aufenthalt in Lissabon wurde die Fahrt fortgesetzt. Inzwischen war auch Alfons, der jüngste und beliebteste Passagier vom „Neptun“ wieder besser geworden und blickte fieberfrei mit seinen klaren, braunen Augen hoffnungsvoll der Zukunft entgegen. Niemand war froher, als der junge Schiffskapitän, denn er glaubte nichts anderes, als daß Alfons, den er indessen sehr lieb gewonnen hatte, eine Speise der Fische werden würde.

Da tauchte eines Morgens am Horizont ein dunkler Streifen auf. „Madeira“, rief jubelnd der Kapitän und schwang freudestrahlend seine weiße Mütze.

Näher und näher rückte das tieffatte Grün des fruchtbaren Eilandes, und bald konnten die Reisenden das blendende Weiß der Häuser und die Kirchtürme der Hauptstadt Funchal mit unbewaffnetem Auge sehen. Zwei Stunden später rasselten die schwarzen Anker in die Tiefe, und der noch schwächliche Alfons stieg mit dem Kapitän ans Land, denn hier war dessen Heimat.

Die Familie des Kapitäns nahm ihn in liebenswürdigster Weise auf, und der Jüngling erholte sich zusehends. Der Vater des Kapitäns war ein äußerst feingebildeter Herr, und Donna Alma, seine Gattin, war die personifizierte Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit. Acht Tage lang verblieb Alfons bei diesen gastfreien Menschen. Innerhalb dieser Zeit war der „Neptun“ reisefertig geworden. Unter den innigsten Segenswünschen der Eltern und Geschwister des Kapitäns

schifften sie sich wieder ein. Es war eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang, als der „Neptun“ die Anker lichtete und die Reisenden in den endlos sich dehnenden Ozean hinausdampften, der am Horizonte im Purpur der scheidenden Sonne wie Gold flutete. Als sich die Schatten der Nacht auf die unbegrenzte Wasserwüste herabgesenkt hatten, erschienen am Himmel die glänzenden Myriaden der südlichen Sternwelt. Herrlicher als alle Gestirne aber erglühete das Sternbild des südlichen Kreuzes. Auf dem weißen Schaume, der die Wände des Schiffes bedeckte, funkelten Millionen grünlücher Phosphorlichter; aus der Tiefe herauf strahlte es in



Wohnung der Schwestern in Zanzibar, direkt an der Küste

lichem Scheine wie rotes Gold, feurige Kugeln hoben und senkten sich auf den Fluten, lange blitzende Furchen zogen hinter dem Schiffe her, und der ganze Ozean schien eine riesige Masse von Feuer und Flammen zu sein. Noch nie hatte Alfons das Meer in so wundervoller Pracht leuchten sehen. Dankbaren Herzens pries der edle Jüngling die Wunderwerke Gottes, denn er war gläubig und gehörte nicht zu den armen Toren, welche mitten in diesen Wundern dennoch den Schöpfer leugnen. Auch der Kapitän und seine Mannschaft waren gläubig.

Am andern Tag fuhr der „Neptun“ an den übrigen kanarischen Inseln vorüber. Wie ein einsamer, ins Weltmeer verbannter Riese erhob der Pik von Teneriffa voll ruhiger Majestät sein schroffes Felsenhaupt aus der Tiefe des Ozeans.

Es war der 23. März 1880, ungefähr 10 Uhr morgens, als die Reisenden am Horizonte die Küste von Süd-Afrika und speziell die Plattform des Tafelberges begrüßten.

Hier möchte ich die Erzählung unterbrechen, um dem Leser aus eigener Erfahrung, die ich im Jahre 1886 bei meiner Reise nach Afrika machte, zu sagen, daß auch ich damals voll gespannter Erwartung meine Blicke auf die vor uns sich entfaltenden Reize der Landschaft richtete, denn man hatte uns gesagt, daß die Schönheit der Landschaft den in den Hafen von Capetown Einlaufenden mit Entzücken erfülle. Wirklich darf sich das prachtvolle Bild von Kapstadt mit den berühmtesten Naturschönheiten der Erde messen.

Im Rücken der Stadt thront wie ein Herrscher, voll Ruhe und Würde, der mit dunklen Pinien bewachsene steile Tafelberg, während sich im Westen ein mächtiger Fels in Gestalt eines riesigen Löwen, der sogenannte Löwenkopf (lions rump) hinstreckt; auf der entgegengesetzten Seite schließt der Teufelspik die in bunte Farben gehüllte Hügelkette ab, zu deren Füßen der brandende Ozean seine Silberwellen an den wilden Klippenformen emportreibt.

Nie kann ich dieses reizende Bild meiner Einreise vergessen, obwohl seitdem 45 Jahre verstrichen. So mag es wohl auch dem kaum 18jährigen Jüngling Alfons ergangen sein, als er zum ersten Mal Kapstadt besuchte und den bunten Wechsel von Gestalten, Farben und Menschen sah. Hier ereignete sich auch sein erstes Begegnen mit seinem später so oft erwähnten treuen Diener, dem Neger Simba, d. h. „Löwe“.

Alfons saß glücklich neben seinem Freunde, dem Kapitän, bei einer Flasche Madeira und gebackenem Schinken und Spiegeleiern, als sie vom Deck her einen gewaltigen Lärm hörten. Beide eilten hinauf und sahen, wie eine Anzahl Matrosen einen Neger umkreisten.

„Was geschieht hier?“, fragte der Kapitän.

„Herr,“ antwortete einer von den Matrosen, „der Mann wurde unten im Kohlenraum gefunden. Er hatte sich dort versteckt, natürlich in der Absicht, einige Flaschen Whisky oder so etwas bei der Landung in Natal zu holen.“

Alfons hatte sich den Neger ein wenig näher angesehen und erkannte in ihm denselben Eingeborenen, welcher gestern auf der Straße von Kapstadt als Dieb verfolgt wurde. Auch der Kapitän erkannte ihn als denselben.

„Do you speek English?“ fragte der Kapitän den armen Kerl, der zitternd vor ihm stand.

„Ja, Herr“, versetzte der Afrikaner.

„Wie heißt Du?“, forschte der junge Schiffsherr weiter.

„Simba, Herr“, antwortete er und versuchte dabei, getreu der Bedeutung seines Namens, ein wenig mutvoller auszu sehen.

„Wie kommst Du auf mein Schiff?“, verlangte der Kapitän zu wissen. „Wenn ich nicht irre, bist Du doch derselbe, welchen man gestern in Kapstadt wegen eines Diebstahls verfolgt hat.“

Simba warf einen erregten Blick auf den Schiffsherrn; dann richtete er sich auf einmal auf, und er sah dabei wirklich stattlich aus, denn er maß seine sechs Fuß, blickte zuerst den Kapitän und dann Alfons an und begann hierauf in einem lebhaften Tone und in sehr gutem Englisch zu erzählen.

„Gentlemen, ich bin kein Dieb; ich bin Simba und stehle nicht; das tun bloß die Hottentotten und Buschmänner und auch die Ingisi (Engländer). Ich war in Kapstadt, um Arbeit zu suchen, denn mein Weib und meine Kinder sind hungrig und wollen essen; sie sind in Natal und warten auf mich. Gestern kam ich in das Haus eines Gentlemen und wollte um Arbeit bitten; mit mir kam ein Engländer. Im Vorzimmer, wo wir beide warteten, stand auf dem Tische ein kleiner Silbertopf für Blumen. Der Gentlemen rief mich zuerst herein; er hatte aber keine Stelle für mich, und ich ging wieder. Da hör ich auf einmal rufen: ‚Packt den Schwarzen, er ist ein Dieb; er hat mir einen kleinen Silbertopf gestohlen.‘ Es war der Gentlemen, bei dem ich um Arbeit bat. Wie der andere das hört, verschwindet er unter den Leuten, die gleich anfangen, mich zu ergreifen. Da dachte ich an mein Weib und an meine Kinder und lief, um mich zu retten. Alle hinter mir her. Ich lief und lief wie eine Inkonko (Antilope), und sie konnten mir nicht mehr folgen. Nun will ich nach Durban, habe aber keinen Pfennig Geld, und da versuchte ich, heimlich auf ein Schiff zu kommen, welches dahin fährt, und so bin ich jetzt da.“

Der Kapitän hatte die Erzählung Simbas ruhig angehört. „Also bist Du wirklich kein Dieb, sondern ein ehrlicher Mensch?“, fragte er Simba. Da legte dieser die Hand aufs Herz zum Zeichen der Beteuerung und antwortete:

„Sir, Simba stiehlt nicht, Simba ist arm, sehr arm, aber er stiehlt nicht.“

Aber Du hättest doch wenigstens um Erlaubnis bitten sollen, mitreisen zu dürfen. Warum tatest Du das nicht?“

„Ich fürchtete, geschlagen zu werden, Herr.“

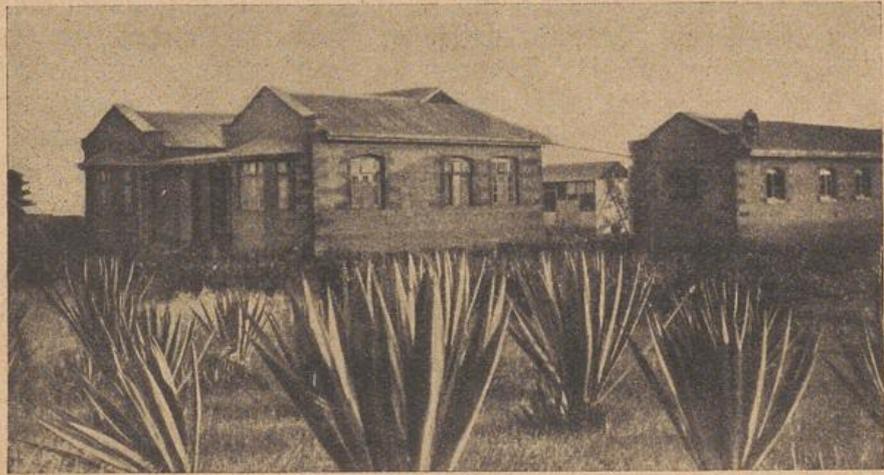
Der Kapitän blickte Simba mitleidig an. Nach einer Weile sagte er zu ihm: „Du mußt aber jetzt arbeiten, umsonst bist Du nicht auf dem Schiff.“

„O Herr, ich will gern arbeiten“, rief Simba freudig und ließ alsbald suchend den Blick umherschweifen, um zu sehen, ob es nichts für ihn zu tun gäbe.

Der Kapitän beauftragte den Oberbootsmann, Simba für die Dauer der Reise als Matrose anzusehen. Der Afrikaner aber drückte seinen Dank in einem Schwall von Worten aus, wobei er in

der Freude seines Herzens Englisch und seine Muttersprache, das Suaheli, durcheinander mengte. Simba stammte nämlich von der nordöstlichen Küste Afrikas. Er war schon als Knabe mit seinen Eltern nach dem Süden ausgewandert und seitdem bald in Natal, bald in Kapstadt bedienstet gewesen, daher die für seinen Bildungsgrad vorzügliche Kenntniss des Englischen. Jetzt zählte er 30 Jahre und war stellenlos.

Der Kapitän hatte nicht zu bereuen, sich des armen Negers angenommen zu haben. Simba tat alles, was ihm befohlen wurde, ja oft noch mehr, als ihm oblag, und er war glücklich, wenn ihn ein anerkennender Blick seines Schiffsherrn traf. Ohne mutwillig und ausgelassen zu werden, zeigte er doch stets eine heitere Miene und wußte auch die Schiffsmann-



Missionsstation Kalimoni (Ost-Afrika), Schwesternhaus

schaft durch seine belustigenden Einfälle zu ergötzen, so daß ihn die Matrosen in kurzer Zeit lieb gewannen.

Die Reise nach Port Durban, welche damals 8 Tage dauerte, verlief ohne Störung, und nach mehreren Tagen begrüßte die Reisenden der Leuchtturm dieser Hafenstadt. Während die Mannschaft an Bord blieb, wollte der Kapitän, auch Alfons und die andern europäischen Reisenden, welche von Kapstadt mitgekommen waren, ans Land. Aber die Landung damaliger Zeit war nicht gar so leicht, denn der Hafen von Durban erschwerte dieselbe durch wandernde Sandbänke. Den Weg vom Hafen bis zur Stadt Durban legten sie mit der Eisenbahn zurück; aber der Zug kroch so langsam dahin, daß man ohne viele Mühe gleichen Schritt mit ihm hätte halten können.

Endlich fanden die Reisenden im Hotel Royal Aufnahme. Meine lieben Leser, könnt Ihr Euch das Gefühl, das Empfinden ausmalen, wenn man nach mehrwöchiger Seereise

wieder für längere Zeit festen Boden unter den Füßen fühlt? Ich glaube kaum.

Alfons war übergücklich und begab sich in Begleitung des Kapitäns gleich daran, die Geschäftsangelegenheiten seines Vaters, welcher so große Hoffnungen auf dieselben setzte, auszuführen. Er hatte an dem erfahrenen Kapitän große Hilfe; dessen Scharfsinn und Ansehen trug viel dazu bei, daß die Geschäfte prompt und präzise geordnet wurden und der Firma beträchtlichen Gewinn versprachen. Alfons war hoch erfreut, dankte Gott und auch seinem treuen Freund und schrieb sofort einen langen Brief an die sich in großer Sorge befindlichen Eltern in der Heimat.

Während seines Aufenthaltes in Durban unternahm er täglich Ausflüge zu Fuß, indes der Kapitän mit dem Ankauf von Zucker, Elfenbein und Wolle beschäftigt war.

Eines Nachmittags schlug Alfons die Richtung nach Maritzburg ein, verließ jedoch die Fahrstraße und wandte sich einer in saftigem Seidengrün schimmernden Wiesenfläche zu, wohin ihn eine prachtvolle Pflanze „Amaryllis“, eine Lilienart, lockte. Diese Blume nimmt unter dem entzückenden Reichtum der Flora Natal's den Rang einer Königin ein und entzückt durch ihre großen lilafarbigen und weißen Glocken.

Eben war Alfons im Begriffe, sie auszugraben, um seine Pflanzensammlung zu bereichern, da vernahm er dicht neben sich ein scharfes „fss fss“. — Alfons sah hin und gewahrte eine etwa anderhalb Meter lange, graugelb gefärbte Schlange. Es war die sogenannte „Puffotter“, von den Eingeborenen „Ibululu“ geheißten. Wegen ihres tödlichen Bisses ist sie sehr gefürchtet. Die Bestie züngelte ganz wütend, rührte sich aber nicht von der Stelle. Alfons faßte seinen Stock mit beiden Händen und hieb ihr so kräftig über den Kopf, daß sie augenblicklich tot hinfiel.

Dieses war sein erstes Abenteuer, das ihm auf dem afrikanischen Boden begegnete, deren aber noch viele und schreckliche kommen sollten, und welche Alfons wohl nie ohne die Hilfe und den tapferen Mut seines treuen Negers Simba überstünden hätte  
(Fortsetzung folgt.)

z

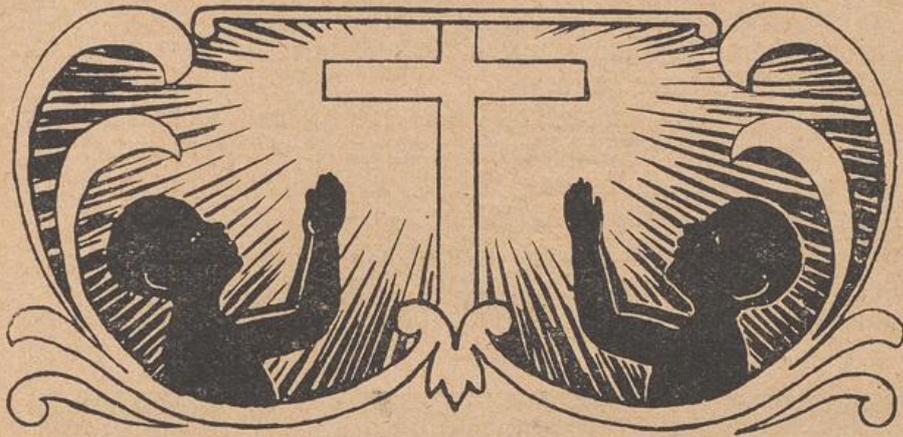
### Auszug aus dem Brief der Schwester M. Gaudiosa, Vikarin in Rhodesia, vom 29. Juni 1931

Zur Zeit bin ich auf Visitationsreisen. Man feiert hier in der Driefonteiner Mission gerade das 25jährige Jubiläum des Bestehens der Mission. Es sind seit einigen Jahren sieben unserer Schwestern hier tätig, in der Tat, eine der blühendsten

Missionsstationen Rhodesias. Gestern kam ich von einem dreitägigen Besuch einer Außenstation von Driefontein zurück, Holy Croß (Hl. Kreuz) genannt. Diese Außenstation liegt in einem Landstrich, der für die Eingeborenen reserviert ist. Da gab's aber eine Menge Christen! Da sahen diese Eingeborenen ihren Priester wieder, der vor 25 Jahren diese Mission angefangen hatte. War das eine Freude und ein Jubel! Und der Priester (ein geborener Rheinländer) sprach ihre Sprache so fließend und mit solchem Nachdruck! Es war für uns Europäer schon ein Genuß zuzuhören. Was muß es erst für die Eingeborenen gewesen sein, jemand so in ihrer Sprache reden zu hören. Die guten, schlichten Leute waren aber auch ganz Auge und Ohr. Wegen der Menge der Leute wurde die Predigt auf dem freien Platz vor der Kirche gehalten. Ich hatte vor, ein Photo zu machen während der Predigt, um Ihnen eine Idee zu geben vom Gottesdienst im Heidenland; aber ich war so sehr davon eingenommen, daß ich ganz auf das „Abknipsen“ vergaß. Nach der Predigt ging's dann in die Kirche. Nur die Christen durften hinein, da die Kirche nicht alle fassen konnte; die Heiden mußten draußen stehen bleiben. Ich stand auf der Veranda des Schwesternhäuschens und hörte von da die Predigt und übersah das ganze Bild. Als dann die hl. Messe begann, fand ich noch ein Plätzchen hinten in der Kirche. Da war Krauskopf an Krauskopf. Und die Lieder in der Landessprache! Da stimme ich gerne aus ganzer Seele ein; viele derselben sind unsern deutschen Melodien angepaßt und der Sinn der Worte ist meistens auch recht zu Herzen gehend. O ja, der liebe Gott hat mich glücklich gemacht in seinem heiligen Dienste im Heidenland. Könnte ich nur recht viele Seelen begeistern fürs heilige Missionswerk! O, wieviel wäre da zu tun. Wieviel Stationen könnten wir noch übernehmen, wenn wir nur noch mehr Schwestern hätten! Aber sehr oft, wenn Anfragen um Missionschwestern gemacht werden, muß man halt traurigen Herzens sagen: „Leider haben wir nicht genügend Schwestern!“ Und dann bleibt das blühende Missionsfeld „brach“ liegen oder fällt gar den Protestanten in die Hände. O, es ist so schade! Und daheim in Europa wissen die jungen Leute oft gar nicht, was sie tun sollen. Würde der liebe Gott doch recht vielen, vielen jungen Leuten die Gnade des Missionsberufes schenken.

2

**Bange nicht schon im Voraus, was geschehen wird; solange wir das Kreuz nur noch aus der Ferne sehen, erscheint es uns schwer und entsetzlich, wenn es aber der Herr wirklich schickt, kommt er selbst mit, und dann können wir's tragen.**



## F ü r d i e K i n d e r

Von Tante M. Engelsrieda

Meine lieben Kinder!

**I**n der vorigen Nummer habe ich Euch die Geschichte von den großen Augen der kleinen Trude erzählt; heute weiß ich ein anderes Geschichtchen, das aber kein Märchen ist. — Rose-Marie war ein bildschönes Mädchen, die Augen so licht und blau wie ein Bergkleeblatt, die Haare blond wie goldener Sonnenschein. Das bescheidene Vaterhaus stand am Ufer des schönen Mainflusses, von Reben umspinnen und von blühenden Blumen umgeben. In der Mitte des Vorgärtchens stand ein mächtiger Kirschbaum, und wenn dieser im Frühling in voller Blüte stand, dann glich er so recht dem jungen Menschenkinde, welches so gerne unter seinen Zweigen saß und sich Kränzlein flocht fürs blonde Haar.

Rose-Marie hatte einen guten, christlichen Vater und eine fromme, geistvolle Mutter, und so war es denn kein Wunder, daß das kleine Mägdlein, voll idealer Gesinnung, für alles Hohe und Schöne entflammt wurde. Ihr erster Gang am Morgen war in Begleitung der Mutter zur Kirche; dann aber wanderte sie singend und trillernd durch den schattigen Tannenwald, durch Auen und Fluren, über Berg und Tal. Am liebsten promenierte sie an den Ufern des Main und sah mit sehnsüchtigen Blicken den Schiffen nach, welche in die Ferne zogen. Sie hatte sich ein schattiges Plätzchen, ein kühles Versteck, von Silberweiden und schimmernden Birken umgeben, gesucht, und hier lauschte sie den Wogen und Wellen des Flusses.

Sie war immer ein gutes gehorsames Kind gewesen, rein und unschuldig, ohne dabei besonders fromm zu sein. Sie verspürte in sich ein Sehnen in die Ferne; sie wollte etwas

Großes, Berühmtes werden. Dazu kam, daß Rose-Marie eine wundervolle Singstimme hatte und viel Gefallen an Konzerten und Theater fand.

Oft hörte das heranwachsende Mädchen, wie man ihre Schönheit und ihre Singstimme bewunderte. Eine ihrer Freundinnen besuchte häufig das Theater und bildete sich selbst in der theatralen Kunst aus. Daher kam es, daß Rose-Marie auch gerne eine berühmte Theaterprinzessin werden wollte. Der gute Onkel aus der Großstadt, welcher zu Besuch kam, wünschte sein schönes Nichten mitzunehmen und dann auf



BK

seine Kosten als Sängerin ausbilden zu lassen. Darauf war Rose-Maries Wachen und Träumen bedacht. Sie stand am Scheidewege, eine 16jährige Knospe. Sie liebte schöne Kleider, und nur die treue Sorge der Mutter beschützte sie vor dem Falle. Ihr Ideal war, eine Sängerin zu werden, und dabei dachte sie zuweilen an die heilige Cäcilia, und sie gab vor, wie diese zur Ehre Gottes singen zu wollen.

Der gute Vater, welcher ebenfalls poetisch veranlagt war und seine freien Augenblicke am liebsten bei seinen Vögeln und besonders bei den Tauben zubrachte, war daran, es zuzugeben, daß Rose-Marie mit dem Onkel in die Großstadt ziehe. Die kluge, fromme Mutter wußte jedoch ihr Töchterchen von diesem

Vorsatz nach und nach abzulenken. Eines Abends saß Rose-Marie zu den Füßen ihrer guten, klugen Mutter, legte den Kopf auf ihre Knie, und dann träufelten heiße Tränen still und un gesehen auf der Mutter Schoß. Dann sprang das Mägdlein auf, eilte zur nahen Kirche, warf sich im Dämmer schein vor dem Bilde des Herzens Jesu nieder, und ihrem Herzen entquoll ein heiliges Versprechen, daß sie nur für den Herrn leben, sich für ihn opfern wolle für Zeit und Ewigkeit. Eine ungeahnte Seligkeit und wunder same Ruhe erfüllte nun plötzlich die Seele des jungen Mädchens, eine Opferfreudigkeit, wie sie sie nie zuvor empfunden. Sie ahnte förmlich die Freude des göttlichen Herzens, mit welcher dasselbe ihr Versprechen entgegengenommen, und sie schreckte vor nichts mehr zurück. Sie wollte und mußte eine „Braut Christi“ werden, eine „Herz=Jesu=Nachtigall“. Schon wenige Wochen danach hatte sie Aufnahme in einem Kloster gesucht und gefunden, und nun wandert schon seit vielen Jahren Rose-Marie im Nonnen schleier und weißen Ordenskleide durch den heißen Steppen sand, um Seelen zu retten, sie zu unterrichten, zum Herrn zu führen und um im Hause Gottes mit ihnen zu singen zu seinem Lob und Preis.

\*

Nun möchte ich euch noch etwas Lustiges erzählen von einer afrikanischen Hochzeitsgesellschaft.

Es waren drei glückliche Paare, brave, schwarze Missions zöglinge. Als ihre Namen in der Kirche abgelesen wurden, lachten alle so vergnügt und kamen in der heitersten Stimmung aus der Kirche. Die Namen lauteten nämlich nach deutscher Übersetzung von einer Braut: Fräulein Petersilie, und der Bräutigam Süßholz; vom zweiten Paare hieß das Mädchen „shugari“ (Zucker) und der Bräutigam „Tangana“, d. h. Essiggurke; vom dritten lustigen Negerpaar hieß die Braut Schnapsflasche und der Bräutigam Hammelkeule. Ihr könnt euch denken, daß das eine fröhliche Hochzeit gab, und schon durch die wohlklingenden Namen fehlte es nicht an gutem Appetit.

5

## Rätsel

Die Buchstaben: a - a - d - d - e - e - g - l - l - n - o - o - p - r - r - u sind in ein vierzeiliges Quadrat so zu verteilen, daß senkrecht und wagerecht gelesen vier Wörter von nachstehender Bedeutung sich ergeben: 1. Metall, 2. Musik stück, 3. Frauennamen, 4. Nebenfluß der Donau.

## Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer

1. Ein Pfund, denn er hat  $\frac{1}{4}$ .
2. Der Bückling.
3. Das Bett.
4. Der Schatten.
5. Das Loch.
6. Das Reibeisen.
7. Die Kaffeemühle.
8. Eiszapfen.
9. Der Hahn.
10. Das Schiff.
11. Der Igel.

## Gute Bücher

Das 194.—210. Tausend erscheint soeben.

**Das Neue Testament** von P. Konstantin Rösch „die beste deutsche Übersetzung genannt“. Geb. in biegs. Ganzlwd. 10,5×16,5 Zentimeter auf gutem, weiß. Dünndruckpapier gedruckt. Einzeln 1,80, 25 Stück à 1,75 Mk., 50 Stück à 1,70 Mk., 100 Stück à 1,65 Mk. Bessere Ausgaben von 3,— Mk. an. Große illustrierte Ausgabe von 7,50 Mk. an. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn.

**Auf biblischen Pfaden.** Reiseerinnerungen. Von P. Konstantin Rösch. 256 S. kart. 4,20 Mk., geb. 5,— Mk. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn.

Für alle Freunde des Heiligen Landes. Die biblischen Ereignisse, Personen und Orte, Flüsse und Berge, usw., wie sie in der Bibel des Alten und Neuen Testaments vorkommen, sind in dem Buche aus dem Dunkel der Jahrtausende in das Licht der neueren und neuesten Forschung gerückt und gewinnen so vor unseren Augen neue Gestalt und neues Leben.

**Unsere Königin.** Ein tiefgreifendes, weitausholendes Buch über unser Verhältnis zur Mutter Christi und Königin der Welt. Zum 1500jährigen Jubiläum des Marianischen Konzils zu Ephesus. Herausgegeben von Leo Gommenginger. 600 Seiten. Ausgabe in einem Band geb. Mk. 7,50 Mk. Ausgabe in zwei Bänden kart. Mk. 6,—, geb. Mk. 8,—. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn.

Am 22. Juni sind es 1500 Jahre her, seitdem in der großen Kirchenversammlung zu Ephesus (431) der erste, wichtigste und fundamentalste Glaubensartikel über die allerheiligste Jungfrau verkündet wurde, der sie als die „Gottesmutter“ erklärt. Mit Jubel und Freude wurde von der ganzen Christenheit diese Glaubenserklärung begrüßt. Christus ist, so erklärt das Konzil, der menschgewordene Sohn Gottes. Diesen aber hat Maria geboren, und im Lichte dieser Wahrheit gibt die heilige Kirche der seligsten Jungfrau als Mutter des menschgewordenen Gottessohnes den dogmatischen Titel „Mutter Gottes“ oder „Gottesgebärerin“. Es ist dieses also nicht bloß ein Ehrentitel für Maria, sondern ein Glaubensbekenntnis an die unvergleichlich hohe Würde der Mutter Gottes. Unzählige Seelen haben schon durch die vollkommene Andacht zu Maria ihr Lebensglück gefunden.

Der Heilige Vater erhofft von diesem Jubiläum eine Neubelebung der Marienverehrung.